

BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge

Nr. 107 · 19. Juni 2015

Ein Rückblick auf gescheiterte Pläne

Das Neubau-Projekt Turmberghotel von Ferdinand Leikam

Pünktlich zum 300. Geburtstag der Stadt Karlsruhe zeigt sich der Turmberg, der Hausberg des Stadtteils Durlach, in neuem Gesicht. Eine moderne Terrasse, Sitzstufen und ein Veranstaltungsraum sollen den Aufenthalt am Berg sicherer, komfortabler und attraktiver machen. Die aktuellen Maßnahmen sind nicht die ersten baulichen Veränderungen auf dem Turmberg. Eine weitreichende Umgestaltung erfuhr der Berg bereits am Ende des 19. Jahrhunderts, als er durch den Bau der Turmbergbahn sowie der Gaststätten „Zur Friedrichshöhe“ und „Zum Burghof“ touristisch erschlossen wurde. Bald darauf zählte der Berg zu den beliebtesten Ausflugszielen des Umlandes.

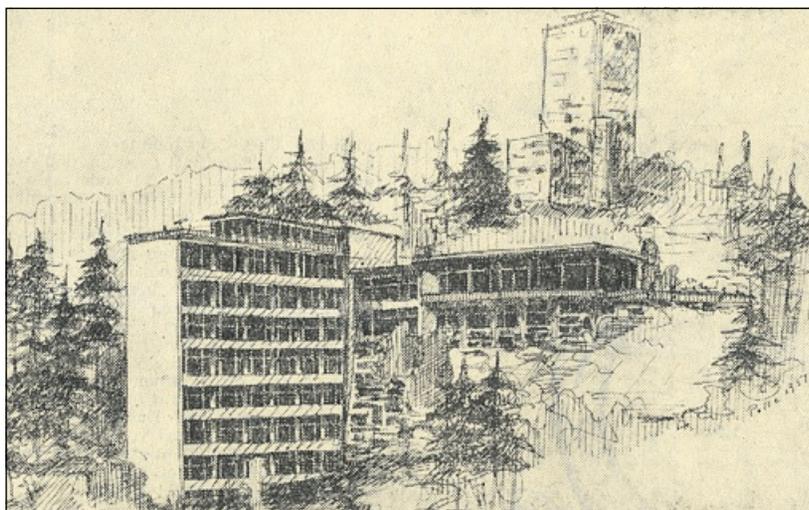
Einen großen Einschnitt bedeutete der Zweite Weltkrieg: Bei einem Luftangriff wurde die an der Bergstation der Turmbergbahn gelegene „Friedrichshöhe“ am 24. April 1944 zerstört. Damit standen für den nach dem Krieg wieder einsetzenden Ausflugsverkehr zwar immer noch der „Burghof“, das „Gut Schöneck“ und das „Schützenhaus“ zur Verfügung, aber das Fehlen der „Friedrichshöhe“ wurde trotzdem als Verlust empfunden. Ende 1951, als sich die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse wieder verbessert hatten, schlug der Verkehrsverein Karlsruhe vor, an der Stelle der zerstörten „Friedrichshöhe“ einen Neubau für ein Hotel und Restaurant zu errichten. Diese Initiative griff der Karlsruher Architekt Herbert Pille auf und fertigte einen Entwurf, den die BNN am 15. Dezember 1951 veröffentlichten. Pille schlug vor, ein modernes Restaurantgebäude sowie daran anschließend ein siebenstöckiges Hochhaus für ein Hotel mit rund 60 Betten zu errichten. Vorgesehen war, den Hotelbau quer zum Hang zu errichten, sodass die Zimmer nach Süden blickten.

Hochhaus oder Sperrzone?

Der Vorschlag blieb nicht lange unwidersprochen. Anfang April 1952 veröffentlichten die BNN einen Aufsatz von Professor Arnold Tschira, Leiter des Instituts für Kunst- und Baugeschichte an der Technischen Hochschule (heute KIT) – ein leidenschaftliches Plädoyer „gegen die leidige Unsitte, unsere Berghänge zu bebauen“. Laut Tschira war der Turmberg als bedeutende „Landmarke“ und „Grüninsel“ von weiteren Bauten möglichst freizuhalten. Bereits jetzt – im Jahr 1952 – habe die Bebauung am Turmberg ein Ausmaß erreicht, „wo die Störung in Zerstörung“ übergehe. Daher sei es höchste Zeit, „Sperrzonen zu schaffen, Zonen, die vor allem die Struktur der Landschaft hervortreten lassen“. Tschira forderte, auf einen Neubau auf dem Gelände der „Friedrichshöhe“ zu verzichten und stattdessen den „Burghof“ zu erweitern. Für den Turmberg sei ein umfassender Plan aufzustellen, der sowohl den Wünschen der Allgemeinheit als auch den Anforderungen des Landschaftsschutzes und der Denkmalpflege gerecht werde. Ein solcher Plan sei dringend notwendig: „Wenn nämlich so weitergebaut wird, dann wird der Turmberg bald nur noch ein beliebiger, von Straßen zerschnittener, mit Häusern übersäter Hügel sein“.

Auf die vehemente Kritik reagierte das Stadtamt Durlach mit einer Stellungnahme, in der es die Befürchtungen Tschiras als unbegründet zurückwies. So seien etwa die Baufluchtlinien für das Turmberggebiet bereits seit geraumer Zeit amtlich festgelegt. Überdies habe die Stadtverwaltung „leider Gottes noch vordringlichere Sorgen, als auf dem Turmberg Hotels zu bauen“. Dass sich die Stadtverwaltung gleichwohl bereits intensiv mit einem Hotelneubau auf dem Turmberg befasste, wurde am 25. April 1952 offensichtlich, als Carl Peter Pflästerer, der Leiter des Stadtplanungsamtes, einen eigenen Entwurf vorstellte. Dieser sah einen langgezogenen, zweistöckigen Bau an der Talseite der Reichardtstraße vor, der sich von der Bergstation bis auf die Südseite des Berges erstrecken sollte. Der Stäfflesweg sollte den Bau in zwei, durch eine Brücke miteinander verbundene Hälften teilen. Im westlichen Gebäudeteil war ein Restaurant für rund 500 Gäste vorgesehen, im südlichen ein Hotel mit etwa 30 Betten. Dank seiner relativ geringen Höhe, so die Einschätzung der BNN, würde sich das Bauwerk trotz seiner Länge von rund 100 Metern der Turmbergsilhouette unterordnen. Als Hindernis für eine Realisierung des Projekts galten allerdings die damit verbundenen Kosten, die man auf 1,1 Millionen Mark schätzte.

Diese Summe überstieg auch die Möglichkeiten des Badischen Fußballverbands, der 1951 das Gut Schöneck gekauft hatte und Interesse an einer Realisierung des Projekts bekundete. Die Planungen kamen erst im September 1954 in Schwung, als sich die



Entwurf für ein Turmberghotel von Herbert Pille, 1951.

Foto: Stadtarchiv

Fortsetzung Seite 2



Foto: Stadtarchiv

1671 – 1720

Johannes Sembach

Im Privilegienbrief des Stadtgründers Markgraf Karl Wilhelm vom September 1715 war auch die Einrichtung einer niederen Gerichtsbarkeit für das neue Gemeinwesen vorgesehen. Nachdem dieses Vorhaben ins Stocken geraten war, wollten 55 Bürger im März 1718 der jungen Stadt nun selbst eine Gemeindeordnung geben. Sie wählten den Waldhornwirt Johannes Sembach, von dem kein Porträt überliefert ist, zu ihrem Bürgermeister.

Sembach war am 5. März 1671 in Straßburg als Sohn einer Kaufmannsfamilie geboren und lutherisch getauft worden, wie jüngste Recherchen in den Straßburger Kirchenbüchern ergeben haben. Der Genealoge Armin G. Meyer fand weitere Daten zur Familiengeschichte: Sembachs Vater Balthasar starb 1703. Vielleicht hatte der Sohn von ihm Vermögen geerbt. Sein Wegzug von Straßburg hing vielleicht aber auch damit zusammen, dass die Stadt 1681 durch Annektion französisch geworden war. Protestanten wurden zwar im Gegensatz zum übrigen Frankreich nach dem 1685 erlassenen Edikt von Nantes dort weiter geduldet, durften aber keine öffentlichen Ämtern mehr bekleiden. 1693 war dem Ehepaar Johannes und Maria Barbara Sembach noch in Straßburg ein Sohn geboren worden. Wohl zwischen 1703 und 1710 zog die kleine Familie nach Mühlburg, wo Sembach mit seiner Frau zwei Wirtschaftsbetriebe, wie es in den Mühlburger Kirchenbüchern und einem Einwohnerverzeichnis überliefert ist.

Im Vorfeld der Stadtgründung von Karlsruhe zog Sembach mit seiner Familie 1714/15 von Mühlburg nach Durlach und wurde dort Hinterlasse. Noch 1715 wollte sich Sembach in Karlsruhe in der späteren Kronenstraße ein modellmäßiges Haus erbauen. Wenig später übernahm er jedoch die Waldhornwirtschaft, damals die einzige Gaststätte in der neuen Residenz, die bereits vor der Stadtgründung bestanden hatte und 1712 erstmals erwähnt wird. Der erhalten gebliebene Schlussstein des Gebäudes ist heute im Karlsruher Stadtmuseum ausgestellt.

Nach der Erweiterung des Gasthauses wurden hier in den Anfangsjahren der Stadt die Lateinische Schule und die Ratssitzungen abgehalten. Sembach selbst scheint mit seiner neuen Funktion als Bürgermeister überfordert gewesen zu sein, denn seine mangelnde Zuverlässigkeit bei der Führung der Stadtrechnungen wurde des Öfteren beklagt und er scheint auch keine Ratsprotokolle geführt zu haben. Obwohl anfangs hoch angesehen – bei der Taufe seiner Enkelin 1718 in der Schlosskapelle waren der Markgraf mit Gemahlin Paten –, wurde sein Tod am 20. August 1720 im Kirchenbuch nur noch lapidar erwähnt. Das Gasthaus zum Waldhorn wurde von seinem gleichnamigen Sohn und der Witwe noch fast vier Jahrzehnte weitergeführt. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es das „Laub“ (heute Kaiserstraße 18), von dem sich das oben abgebildete Foto erhalten hat.

Peter Pretsch



Modell zum Entwurf von Carl Peter Pflästerer, 1952.

Fotos: Stadtarchiv

in Düsseldorf ansässige Angestellten-Wohnungsbaugesellschaft (AWOG) bereiterklärte, das Bauprojekt zu realisieren und dem Badischen Fußballverband die Kosten vorzustrecken. Wenig später legte Wolfgang Astfalck, der Architekt der AWOG, erste Pläne auf Basis des Entwurfs Pflästerers vor.

Eine Frage der Finanzierung

Doch die Umsetzung der Pläne scheiterte. Der Badische Fußballverband schreckte vor den damit verbundenen finanziellen Verpflichtungen zurück und verlangte ein größeres Engagement der Stadt Karlsruhe. Der Karlsruher Stadtrat wiederum beschloss am 19. Oktober 1954, dem damals kontrovers diskutierten Hotelprojekt am Stadtgarten Vorrang einzuräumen. Als darüber hinaus die

AWOG Anfang 1955 in eine finanzielle Schieflage geriet, rückte eine Realisierung des Projekts wieder in weite Ferne.

Dennoch wurde das Vorhaben weiter verfolgt, zumal der Bau zumindest eines Restaurants auf dem Areal der „Friedrichshöhe“ auch im Interesse des Badischen Fußballverbands war. Schließlich waren dessen Versuche, Schöneck auf den Sportbetrieb zu beschränken und die Gastwirtschaft für die Öffentlichkeit zu schließen, am Protest der Bevölkerung gescheitert. 1956 verkaufte die Stadt das Grundstück der „Friedrichshöhe“ sowie ein angrenzendes Gelände an den Verband, der sich im Gegenzug dazu verpflichtete, dort innerhalb von fünf Jahren ein Hotel und Restaurant zu errichten. Vorrang für den Verband hatten jedoch die Aufrechterhaltung und der Ausbau des Sport-

schulbetriebs, die ebenfalls hohe Investitionen erforderten. Als er erkannte, dass er den Bau eines Hotels in der vorgesehenen Frist nicht würde realisieren können, gab er die Grundstücke 1960 an die Stadt zurück.

In den Folgejahren meldeten sich immer wieder Investoren bei der Stadt Karlsruhe, die Interesse am Bau eines Hotels und Restaurants auf dem Areal der „Friedrichshöhe“ bekundeten. Doch in keinem der Fälle kamen die Überlegungen über das Anfangsstadium hinaus. Lediglich die Terrasse der „Friedrichshöhe“, die seit 1959 wieder öffentlich zugänglich war, wurde 1963 erneuert. Erst 1966, zeitgleich mit der Modernisierung der Turmbergbahn, verdichteten sich Überlegungen wieder zu konkreten Planungen. Diese sahen vor, zunächst nur ein Restaurant zu errichten und dieses gegebenenfalls später durch einen Hotelbau zu ergänzen. Im weiteren Verlauf wurde jedoch deutlich, dass die potentiellen Investoren den Restaurantneubau nicht auf dem Gelände der „Friedrichshöhe“, sondern auf dem des „Burghofs“ errichten wollten. Wengleich dieser Plan ebenfalls an der Finanzierung scheiterte, gab er dennoch die Richtung für die weitere Entwicklung vor. Im Zentrum der Überlegungen stand fortan der Neubau eines Restaurants auf dem Areal des „Burghofs“. Dieses Vorhaben wurde schließlich auch realisiert: 1972 wurde der alte „Burghof“ abgerissen und durch einen Neubau ersetzt, der ein Jahr später seine Pforten öffnete.

Am Bau eines Hotels und am Gelände der „Friedrichshöhe“ verringerte sich hingegen das Interesse, wengleich 1969 kurzzeitig diskutiert wurde, dort ein Studentenwohnheim zu errichten. Die Idee, auf dem Turmberg ein Hotel zu bauen, erlebte 2012 eine kurze Wiederauferstehung, als über einen Umbau der mittlerweile baufällig gewordenen Terrasse diskutiert wurde. Der Vorschlag wurde jedoch nicht weiter verfolgt, stattdessen entschied sich die Stadt Karlsruhe zu einem Neu- und Ausbau der Terrasse, der nun, kurz vor den Jubiläumsfeierlichkeiten, vor der Fertigstellung steht.

„Auf dem Felde der Ehre gefallen“

Zum Gedenken an Friedrich Ostendorf von Hansmartin Schwarzmaier

Auf dem Karlsruher Hauptfriedhof befindet sich sein Grab, eigentlich ein dreiteiliges Monument. In der Mitte liegt die schwere Steinplatte, die es abdeckt, darauf eine Bronzetafel mit den Lebensdaten des Verstorbenen: „Hier ruht Friedrich Ostendorf, Dr. Ing. h.c., Professor der Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Geboren zu Lippstadt den 17. Oktober 1871, gefallen als Kompagnieführer auf der Lorettöhöhe am 19. März 1915“. Auf einer danebenstehenden Säule, auf der eine Blumenschale steht, noch einmal: „Hier ruht Friedrich Joachim Ostendorf“, Geburts- und Todesdatum. Und dahinter, vor der Friedhofsmauer, eine Relieftafel. Auf ihr sieht man zwei Genien, geflügelte antike Figuren, sie flankieren einen von Säulen begrenzten Innenraum, in dessen Mitte sich eine Brunnenschale befindet. Die darunter stehende Inschrift ist ein lateinisches Zitat aus Vitruvs Schrift „Über den Architekten“. INGENIUM und DISCIPLINA, so heißt es dort – und dies symbolisieren auch die beiden Genien –, kennzeichneten den wahren Architekten, denn von der Zucht strengen methodischen Denkens (disciplina) bestimmtes Handeln und sein erfinderischer Geist (ingenium) seien untrennbar miteinander verbunden. Mit diesen Worten hat die Karlsruher Hochschule ihren Kollegen geehrt, der dieses Idealbild als Künstler, als Gestalter und als Lehrer verkörpert habe. Man hatte den Leichnam des 14 Tage zuvor in Frankreich gefallenen und zunächst auf einem Kriegerfriedhof in Lens begrabenen Ostendorf nach Karlsruhe überführt, um ihn dort in einem bereits bestehenden Familiengrab beizusetzen. Schon am Ort seines Todes hatte es eine bewegende Trauerfeier gegeben; viele seiner Schüler, die in seinem Frontabschnitt eingesetzt waren, hätten ihm dort das letzte Geleit gegeben, und dies wiederholte sich in seiner Heimatstadt. Einer von ihnen, der Leutnant Hans Schmidt, ein Karlsruher Architekt, beschreibt den Sturmangriff auf die feindliche Stellung am Lorettoberg mit den überschwänglichen

Worten eines Heldengedichtes, als ob er nicht die mörderischen Kämpfe dieser Material- und Schlammschlachten an der Somme miterlebt hätte, und in der Heimat fand man ebenso bewegende Worte zum Heldenkampf eines Mannes, dessen Tod man als unersetzlichen Verlust beklagte. Heute, hundert Jahre danach, gibt uns dies Anlass darüber nachdenken, was man damit ausdrücken wollte.

Der Architekt. Das unvollendete Werk eines Frühvollendeten

Den Karlsruhern braucht man Ostendorf nicht vorzustellen. Den repräsentativen Eingangsbereich der Gartenstadt in Rüppurr, die unmittelbar vor dem Krieg nach seinen Plänen angelegt und von ihm künstlerisch betreut worden war, hat man damals nach ihm benannt, 20 Jahre danach erhielt auch die auf den Ostendorfplatz hinführende Straße seinen Namen. 1907 ist Ostendorf als ordentlicher Professor an die TH berufen worden, wurde bautechnischer Referent im Badischen Finanzministerium, und so zeichnet er auch verantwortlich für den Neubau der Staatsschuldenverwaltung am Karlsruher Zirkel, der, 1913 fertig gestellt, den Zweiten Weltkrieg nahezu intakt überstanden hat. Und auch sein eigenes Wohnhaus in der Weberstraße, in einem nach der Jahrhundertwende erbauten Villenviertel zwischen Moltkestraße und Haydnplatz, an dem die bedeutendsten Architekten der Stadt mitgewirkt und ihre Spuren hinterlassen haben, lässt sich noch besichtigen. (S. Gerhard Kabierske Blick in die Geschichte Nr. 83). Der vor fünf Jahren erschienene erste Band einer Schriftenreihe des Südwestdeutschen Archivs für Architektur des KIT ist ihm gewidmet; er ergänzt und erweitert das umfangreiche Schrifttum über Ostendorf, von dem, wie es dort heißt, noch so viel zu erwarten gewesen wäre und der doch ein reiches, fast möchte man sagen ein vollkommenes Werk hinterlassen hat, das richtungweisend wurde.

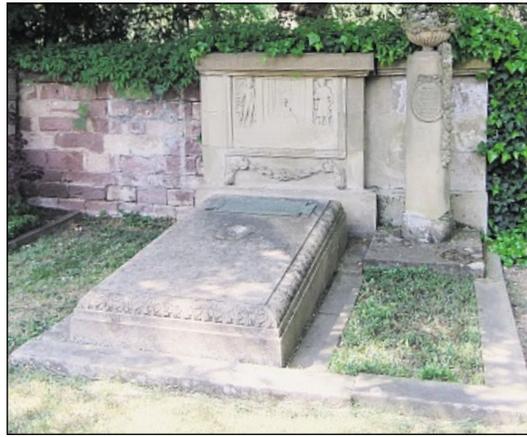
Dass ihm der Krieg einen Schlusspunkt setzte, dem Leben des Professors eine Wende gab, soll das Thema dieser Betrachtung sein. Es ist bis dahin in den üblichen Bahnen eines hochbegabten jungen Mannes aus gut bürgerlichem Hause verlaufen: Architekturstudium in Stuttgart, Hannover, Berlin, berufliche Tätigkeit als Architekt, Professur in Danzig und seit 1907 an der angesehenen Karlsruher Hochschule neben Hermann Billing, Joseph Durm, Max Läger, Walther Sackur, dem Kunsthistoriker Albrecht Ernst Brinckmann und anderen. Er hielt Vorlesungen zur Geschichte der deutschen Kirchen- wie der deutschen Profanbaukunst, zur Geschichte des Möbels, zu Theorie und Praxis des Entwerfens. Sein großes Werk „Sechs Bücher vom Bauen“ war im Entstehen; sein Kollege und Freund Walter Sackur, der den Krieg überlebte, sollte es weiterführen. Ihm verdanken wir den warmherzigsten und einfühlsamsten Nachruf auf Ostendorf. Von allen gerühmt wird sein enges, ja vertrautes Verhältnis zu seinen Schülern, die ihn verehrten und liebten. Die Schüsse von Sarajewo haben diese akademische Normalität beendet.

Als Kriegsfreiwilliger in Frankreich

Ostendorf schreibt am 26. August 1914 an das Badische Kultusministerium: „...habe ich die Ehre mitzuteilen, daß ich mich als Offiziersstellvertreter der mobilen Truppe zur Verfügung gestellt habe und daß ich infolgedessen verhindert bin, meine Vorlesungen abzuhalten. Ich bitte daher, mich bis auf weiteres zu beurlauben und zugleich mir zu versichern, daß im Falle meines Todes die Ansprüche meiner Frau und meiner Kinder auf Pension derselben bleiben wie bisher“. Ostendorf hat sich also als Reservist zum frühest möglichen Zeitpunkt freiwillig zu seiner Truppe gemeldet und dies nicht in der Stimmung einer nationalen Euphorie, sondern im Wissen um die Todesgefahr, die ihm drohte. Der Karlsruher Stadtpfarrer Franz

Rohde sagte es am Grabe: „Als der Verstorbene in der Krieg zog, ist er nicht hinausgestürzt wie ein 19-Jähriger; er hat erst reiflich erwogen und dann getan, was ihm die heilige Pflicht gebot. Seinen Soldaten im Felde wurde er, wie einst seinen Schülern, ein Freund, ein Führer und ein leuchtendes Vorbild“. Eingetreten ist Ostendorf bei den Garde-Leibgrenadieren, den 109ern, deren Kaserne in der Moltkestraße nur wenige Schritte von seinem Haus in der Weberstraße lag, neben der Kadettenanstalt. Unmittelbar gegenüber lag auch das elterliche Wohnhaus des Karl von Babo (S. Blick in die Geschichte Nr. 101), beide begegneten sich an der Front wieder. Doch die anfängliche Kriegsbegeisterung des jungen Offiziers wird man bei Ostendorf wohl nicht finden. Der 43-jährige Vater von fünf Kindern, der schwer beschäftigte Hochschullehrer hätte sich wohl zurückstellen, vielleicht sich vom Wehrdienst befreien lassen können, wie es andere getan haben. Doch auch seine Kollegen, der noch ältere Hermann Billing, der gleichaltrige Walter Sackur oder Adolf v. Oechelhaeuser, sind „zu den Fahnen geilt“, und mit ihnen viele der Studenten, die hinter ihren Lehrern nicht zurückstehen wollten. Diese Vorbildfunktion führte sie in einen Krieg, den sie wohl nüchterner gesehen haben als ihre Schüler, freilich nicht mit den furchtbaren Folgen, die sich schon im ersten Kriegsjahr zeigten.

Ostendorf wurde, wie üblich, schon nach kurzer Zeit zum Leutnant befördert und bald danach auch zum Kompanieführer: der Verschleiß war groß, als die jungen Offiziere an der Spitze ihrer Einheiten in das feindliche Feuer liefen. Karl von Babo berichtet am 10. September 1914 nach Hause: „12. Kompanie... Feldwebel, Oberbaurat, Professor und Leuchte der Wissenschaft Ostendorf, ein sehr netter Herr, den wir alle sehr gern haben.“ Das Regiment befindet sich damals im lothringischen Baccarat, einem hart umkämpften Ort, wo wenig später der badische Sozialdemokrat und Abgeordnete Ludwig Frank gefallen ist, auch einer von denen, die nicht geschont wurden und sich selbst nicht geschont haben. Wenig später, am 18. Oktober 1914, heißt es dann: „Wir sind also noch ... in treuer Waffenbrüderschaft mit Leutnant Schmidt 12. Kompanie (s.o.), den frischgebackenen Leutnants Laubinger 9. und Ostendorf 12. (Kompanie). Gestern Abend haben wir hier unter der Erde den 44. Geburtstag Ostendorfs bei Huhn, Sekt und 1a Pfirsichkuchen gefeiert ...“ [es war der 43. Geburtstag]. 14 Tage später ist Karl von Babo gefallen. Viel ließe sich aus seinen Briefen zitieren, in denen er mit viel Galgenhumor über Hunger und Entbehrungen schreibt, über den Schlamm, der sie förmlich zudeckte, die Läuse, die sie quälten, Situationen, die dem Jungen aus großbürgerlichem Hause bisher fremd waren, der erst lernen musste, „mit den Fingern zu essen“. So klingt es auch in einer Postkarte an, die Ostendorf am 27. September an die Frau seines Kollegen Theodor Rehbock, des späteren Rektors der TH,



Friedrich Ostendorfs Grab auf dem Hauptfriedhof Karlsruhe. Foto: privat

schrub. Er bedankt sich für die Socken, die sie ihm geschickt hat und die ihm willkommene Wärme bescheren, Wärme auch im weiteren Sinne, denn alle Zeichen der Erinnerung an die Freunde in der Heimat freuten ihn. Diese Karte ist übrigens das einzige direkte Briefzeugnis aus Frankreich, das sich von Ostendorf erhalten hat. Doch die Realität erfahren wir auch aus der dickleibigen Regimentsgeschichte der 109er: „Der Ausbau der Stellungen schritt trotz des unausgesetzten Geschosshagels rüstig fort. Zum ersten Male wurden unter Leitung des Leutnants d. R. Ostendorf, seines Zeichens Professor und bekannter Architekt an der Technischen Hochschule Karlsruhe, damit begonnen, Unterstände als minierte Stollen auszuheben. ...“. Auch der Ostendorf-Schüler und Leutnant Otto Stein, zuvor Karlsruher Baupraktikant, betreibt dieses Metier meisterhaft. Welche Zynik: Der Architekt, der kurz zuvor eine prachtvolle Villa in Heidelberg erbaut hatte, wird nun seine Kenntnisse aufbieten müssen, um begehbbare Grabanlagen und Unterstände im Schlamm der Champagne ausheben zu lassen. Bald danach wird er, der ein Buch über die Baukunst der Zisterzienser geschrieben hat, erleben, wie die Kapelle Notre Dame auf dem Lorettoberg, wie das Schloss in Souchez zum Trümmerhaufen werden.

Tod in der Schlacht um Loretto

Das Stichwort „Loretto“ kennzeichnet eine der grauenhaftesten Schlachten des Weltkriegs. Beim Vormarsch der deutschen Truppen zur Kanalküste konnten sie in Flandern eine Hügelkette besetzen, um die Lorettokapelle unweit von Lens, dem Etappenort dieses Frontabschnittes in der Industrielandschaft des Artois. Im sich anbahnenden Stellungskrieg des Winters 1914 wurde das Gebiet mit Gräben, Unterständen und Stollen ausgebaut und in der Folgezeit in erbitterten Kämpfen verteidigt.

Ein kleiner Hügel, die sog. Kanzelstellung, war in französische Hand zurückgefallen, und so erging der Befehl, diese strategisch wichtige Anhöhe, eine Schlüsselstellung, müsse unverzüglich zurückgewonnen werden, koste es was es wolle. Es war ein Todeskommando, zu dem alle verfügbaren Kräfte in den Kampf geschickt wurden, und in der Regimentsgeschichte liest man, „daß jeder, der es wagte, im feindlichen Feuer zur Kanzel anzusteigen und gegen die sie krönende Feste anzustürmen, mit dem Leben abzuschließen hatte“. Viele hätten am Nachmittag zuvor noch einen Gruß an die Lieben daheim gesandt. Hans Schmidt in seiner Schrift über die „Badischen Leibgrenadiere bei Loretto“ beschreibt den Kampf am 19. März in allen Details: Ostendorf sei an der Spitze seiner Kompanie in den feindlichen Kugelhagel gestürzt und tödlich getroffen worden, ebenso wie die Leutnants der Nachbareinheiten. Der Totenfeier auf dem Friedhof in Lens, mit allem militärischen Gepränge, mit Musik und Ansprachen, widmet er ein eigenes Kapitel. Seine Formulierungen um Heldenkampf und erhabenen Tod für das Vaterland erheben sich zu Wagner'schem Pathos und jeder der Redner nutzte sie aufs Neue; man liest sie heute mit Schauern.

Zwei Betrachtungen sollten am Schluss stehen. Der Kanzelsturm vom 19. März stehe am Anfang einer eskalierenden militärischen Offensive, in deren Folge in den kommenden Monaten mehr als 100 000 Soldaten auf beiden Seiten das Leben verloren. Auch im französischen Generalstab war man zu der Erkenntnis gekommen, das Hügelchen um die Lorettokapelle (165 m hoch) sei die Schlüsselstelle der gesamten sich verfestigenden Frontlinie, und so haben die Marschälle Joffre und Foch eine ganze Armee in den Tod geschickt, um im Verlauf mehrerer Monate einen Geländegewinn von knapp 2 km verbuchen zu können. Diese sinnlose Strategie wurde einem vermeintlichen Erfolg untergeordnet, der unzählige Todesopfer in Kauf nahm, ja sogar einkalkulierte. In den hehren Reden am Grabe Ostendorfs klingt dies nur an und es hat noch lange gebraucht, bis man es auch aussprechen konnte. Doch man fühlte das Wissen um seine Todesbereitschaft, die bei ihm markanter zu sehen ist als bei seinen jungen Studenten. Dies zu verstehen fällt uns schwer, und man hat den Jubel, mit dem die Soldaten in den Krieg gezogen sind, in Frage gestellt, das Deutschlandlied, mit dem die Studenten von Langemarck in den Tod gezogen sein sollen. Doch wenn die Freunde Ostendorfs die Lauterkeit seines Charakters, die Unbedingtheit seines Tuns rühmen, ihm auch im entsetzlichen aller Kriege Pflichterfüllung und vorbildhaftes Leben bescheinigen, so sollte man dies nicht als Floskeln abtun. Dass man in Deutschland, ebenso wie auch im Nachbarland Frankreich, glaubte, seine Genies, seine geistige Elite auf dem Schlachtfeld opfern zu müssen, darüber sollte immer erneut und auch nach 100 Jahren nachgedacht werden.

Bewundert, gesucht, erschossen

Stationen im Leben von Thomas Weisbecker von Johannes Büge

Thomas Weisbecker wurde am 24. Februar 1949 in Freiburg im Breisgau als Sohn von Ludwig und Rotraud Weisbecker geboren. Er besuchte 1959-1962 in Karlsruhe das Bismarck-Gymnasium und wechselte dann an die Gelehrtenschule in Kiel. In Kiel gab es zahlreiche Konflikte, da Thomas Weisbecker durch sein Äußeres auffiel und die Konfrontation mit der Lehrerschaft im Rahmen von Diskussionen nicht scheute. Bereits dort wurde der Konflikt zwischen den Generationen deutlich, die ältere Generation mit einer Vergangenheit im Nationalsozialismus, die Jüngeren aus der Nachkriegszeit, die begannen, die Handlungen und Ansichten ihrer Eltern kritisch zu hinterfragen. In den Diskussionen wurde Weisbecker von den Lehrern oft nicht ernst genommen. Diese versuchten auch teilweise, ihre Überlegenheit durch reine Autorität zu demonstrieren. Nach einem Manuskript der Mutter äußerte sich ein Lehrer aus Kiel bei einer Studienreise folgendermaßen: „Das ist doch wirklich gut, dass der T. nicht dabei ist. Es war ja wirklich eine Zumutung für mich, die Dreiviertelstunde während des Unterrichts ständig gegen meinen Brechreiz ankämpfen zu müssen,

wenn der vor mir saß.“ Die Art von Thomas Weisbecker, mit Lehrern umzugehen und sich politisch zu engagieren führte schließlich dazu, dass er, um einem offiziellen Schulverweis zu entgehen, im April 1967 freiwillig nach Karlsruhe wechselte und dort das Abitur bestand.

Politisches Engagement in Karlsruhe

Auch in Karlsruhe machte er durch sein Äußeres auf sich aufmerksam, indem er sich optisch mit den Gegnern des Vietnamkrieges solidarisierte. Ein ehemaliger Lehrer berichtete, dass Weisbecker sich unauffällig verhalten hätte, als er noch in einer reinen Jungenklasse gewesen war und sich erst bemerkbar gemacht hätte, als er in eine gemischte Klasse kam. In dieser Klasse diskutierte er sehr aktiv mit Lehrern und Mitschülern, und es bildete sich ein fester Freundeskreis, der sich in Teilen auch in Berlin hielt. In Karlsruhe war Weisbecker schon Mitglied des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund), der APO (Außerparlamentarische Opposition), des Republikanischen Clubs und des AUSS (Aktionszentrum unabhängiger sozialistischer Schüler). Er störte massiv eine NPD-Veranstaltung durch Buttersäure und organisierte verschiedene Demonstrationen. Seine Mitschüler beschrieben ihn als charismatisch, gut erzogen, zuvorkommend und als guten Redner.

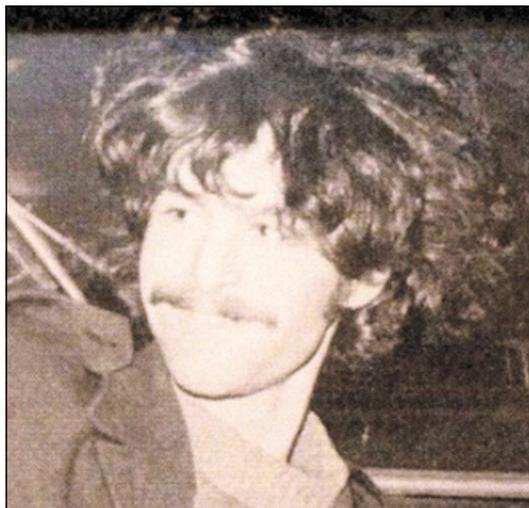
Radikalisierung in Berlin

Nach dem Abitur in Karlsruhe am 30. Juni 1968 reiste Weisbecker nach Berlin, um nicht in die Bundeswehr eingezogen zu werden. Dort wurde er Mitglied in verschiedenen Gruppierungen, die sich von denen, die er in Karlsruhe besuchte, grundlegend unterschieden. In Berlin war er Mitglied im Zentralrat der umherschweifenden Haschrebellen und im Berliner Blues. Diese Organisationen propagierten Anarchismus und Drogenkonsum im Gegensatz zu den sozialistischen ausgerichteten Gruppen, die Weisbecker in seiner Schulzeit besuchte. In Berlin hatte Weisbecker weiterhin Kontakt zu Susanne Plambeck, die er in Karlsruhe kennengelernt hatte. Auch Georg von

Fortsetzung Seite 4

Rauch, der an der Gelehrtenhochschule in Kiel gewesen war, dort jedoch noch keinen Kontakt mit Weisbecker hatte, zählte zu seinem direkten Umfeld, ebenso wie Michael „Bommi“ Baumann, ein Mitglied der Bewegung 2. Juni. Das Leben von Weisbecker wurde in Berlin von Drogenkonsum und dem Umherziehen zwischen verschiedenen Kommunen (Wieland-Kommune, Kommune I.) geprägt. Dass Weisbecker sich in illegalen Kreisen bewegte, zeigt auch die Beteiligung an einem versuchten Attentat auf den US-Präsidenten Nixon, das nur durch einen technischen Defekt fehlgeschlug. Dieses Attentat war von der RAF geplant, in der er Mitglied war.

Ein besonderes Ereignis in Berlin stellte zweifellos das „Verwechslungs-go-out“ dar, das sich während eines Prozesses wegen des Überfalls auf den Quick-Reporter Horst Rieck ereignete. In der Berliner Wieland-Kommune war der Quick-Artikel „Ganz Deutschland muss brennen“ als Kritik an linksmotivierten Brand- und Sprengstoffanschlägen aufgefasst worden. Daraufhin drang eine Gruppe, bestehend aus Georg von Rauch, Michael „Bommi“ Baumann, Anne Kathrin Bruhn, Thomas Weisbecker und dessen Freundin Susanne Plambeck, am 6. Juni 1970 in die Wohnung von Horst Rieck ein, der sich allein zu Hause befand. Rieck wurde gefesselt und im Getümmel durch eine Flasche im Gesicht verletzt. Unter dem Vorwand, sich waschen zu wollen, ließ er die Polizei, die von Nachbarn alarmiert worden war, in die Wohnung, wo die Täter überwältigt wurden. In dem Prozess vor dem Gericht in Moabit wurden die Angeklagten von Hans-Christian Ströbele, Mitglied des heutigen Deutschen Bundestages, und Klaus Eschen vertreten. Sie waren mit Horst Mahler die Gründer des „Sozialistischen Anwaltskollektivs“. Als am 8. Juli für Weisbecker und Baumann Haftverschonung gewährt wurde, kam es zu dem „Verwechslungs-go-out“. Statt Weisbecker sprang der ähnlich aussehende Georg von Rauch auf und verließ den Gerichtssaal. Rauch hatte wegen eines anderen Verfahrens keine Haftverschonung erhalten. Als Weisbecker in die Zelle gebracht werden sollte, fiel der Tausch auf, und man musste ihn frei lassen. Zur Ursache der Verwechslung meinte der Anwalt Klaus Eschen: „Das war ein Moment der Übersicherung, jeder



Thomas Weisbecker 1949 – 1972. Foto: Stadtarchiv

verließ sich auf das Sicherungsmoment des anderen, sodass kein Verfahren wegen Gefangenentreue eingeleitet wurde und die beiden draußen waren.“ Auch vor Gericht traten die Angeklagten provokant auf und erschwerten den Ablauf, etwa durch die Verweigerung von Unterschriften.

Erschossen in Augsburg

Am Tag darauf erging erneut Haftbefehl gegen Weisbecker. Der war jedoch bereits abgetaucht und wurde nun von der Polizei gesucht, die ihn am 14. Februar 1972 in Augsburg aufspürte und observierte. Am 2. März wurde Thomas Weisbecker in Augsburg von einem Polizisten erschossen. Der genaue Hergang seines Todes ist bis heute nicht vollständig geklärt, die Zeugenaussagen widersprechen sich. Gesichert ist, dass zwei Polizisten Weisbecker auf der Straße anhielten und kontrollieren wollten. Was dann geschah, kann nicht mehr genau nachvollzogen werden. Aus der Sicht der Polizei griff Weisbecker in seine Jacke, obwohl er aufgefordert worden war, dies nicht zu tun. Ein Polizist riss daraufhin die Waffe hoch und

schoß in Notwehr. Laut Zeitungsberichten habe Weisbecker eine Waffe der Marke FN Herstal bei sich gehabt, es sagte aber nur ein Zeuge aus, diese gesehen zu haben. Auch die Anzahl der Schüsse, die abgegeben wurden, variiert in den Zeugenaussagen. Die meisten wollen nur einen gehört haben. Laut Obduktionsbericht verstarb Thomas Weisbecker im Krankenhaus durch einen Schuss ins Herz. Für Unruhe sorgte auch, dass der Polizist, der Weisbecker erschoss, kurz zuvor eine Schulung im „kampfmäßigen Schießen“ erhalten hatte. Ein Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Augsburg, das die Mutter Weisbeckers durch eine Strafanzeige wegen vorsätzlicher Tötung ausgelöst hatte, wurde eingestellt.

Reaktionen auf Weisbeckers Tod

Die Reaktionen auf Weisbeckers Tod fielen vielfältig aus. Es erschienen viele Flugblätter, die seinen Tod thematisierten. Dabei ist eine Heroisierung festzustellen. Am 3. März 1972, einen Tag nach dem Tod, wurde ein Sprengstoffanschlag auf das Landeskriminalamt in West-Berlin verübt, der als direkte Antwort auf den Tod von Thomas Weisbecker, aber auch seiner Freunde Petra Schelm und Georg von Rauch, zu verstehen war. Die Bewegung 2. Juni verübte im Mai des Jahres einen weiteren Anschlag auf die juristische Fakultät in West-Berlin, weil sie den Umgang mit dem Todeschützen Weisbeckers nicht akzeptieren wollte. Sieben Tage später, am 12. Mai 1972, verübte das „RAF-Kommando Thomas Weisbecker“ einen Anschlag auf die Polizeidirektion in Augsburg. Seit 1973 gibt es in Berlin-Kreuzberg das Tommy-Weisbecker-Haus, das selbstorganisiertes Leben und Wohnen für Jugendliche und junge Erwachsene ermöglicht. Es ist ebenfalls Teil der aus heutiger Sicht nur schwer nachvollziehbaren postmortalen Heroisierung des Professorensohns und erschossenen RAF-Terroristen.

Der Text basiert auf dem Beitrag einer Arbeitsgruppe des Bismarck-Gymnasiums zum Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten und der Körber-Stiftung 2013 „Vertraute Fremde – Nachbarn in der Geschichte“: Maximilian Biller, Johannes Büge, Helen Holldorff, Nicole Spörle, Katrin Thome (Tutor: Tobias Markowitsch): Vom Banknachbarn zum Terroristen – Thomas Weisbecker. Die komplette Arbeit ist im Stadtarchiv (8/StS 25, 143) einsehbar.

Carlsruher Blickpunkte

Einst ein „Poetenwinkel“ von Manfred Koch

Zum Verweilen lädt die heutige Aufstellung des Robert-Haas-Denkmal wahrlich nicht ein. Es steht nur zwei Meter abseits des südlichen Eingangs zum Beiertheimer Wäldchen an einem Weg für Fußgänger und Radfahrer. Nur etwas mehr als fünfzig Meter entfernt befindet sich die Kreuzung Friedrich-Ebert-, Schwarzwaldstraße und Beiertheimer Allee und dahinter die große ÖPNV-Haltestelle Albtalbahnhof.

Es nehmen wohl nur wenige der hier vorüberkommenden Passanten das Porträt und den nur schwer lesbaren Text auf dem gut zwei Meter hohen Findling wahr: „Dem/vaterländischen/Dichter und Schwarzwaldsänger/Robert Haas/1847 – 1905“. Robert Haas, der Sohn eines Bruchsaler Hofgerichtsrats und späteren Staatsanwalts, der mit dem Denkmal als Dichter geehrt wurde, verdiente seinen Lebensunterhalt jedoch als Chemiker. Nach dem Abitur in Karlsruhe studierte er zunächst Jura und dann Chemie in Heidelberg, arbeitete nach dem Examen 1872 kurze Zeit im spanischen Irun und bei Saarbrücken sowie ab 1875 als Chemiker in Karlsruhe. Hier wurde er 1888 Leiter der chemisch-technischen Prüfungs- und Versuchsanstalt der TH Karlsruhe und 1896 zum Professor ernannt.

Schon 1889 erschien ein erster Gedichtband „Abnoba“ mit Naturlyrik zum Schwarzwald noch unter dem Pseudonym H. Robert, dem 1891 der

Band „Pro Patria“ folgte. Er erschien in erweiterten Auflagen bis 1899 mit dem Titel „Im Zeichen Bismarcks – Zeitgedichte und politische Stimmungsbilder“. Zu einer Zeit in der Bismarck beim deutschen Kaiser gerade in Ungnade gefallen war ein, wie der Journalist Albert Herzog in seinen Erinnerungen schrieb, mutiges patriotisches Bekenntnis. Bismarck selbst habe Haas seine Treue zu danken gewusst.

Der frühe Tod von Haas veranlasste einen Freundeskreis um den Historiker Arthur Böthlingk, die Errichtung eines Denkmals für den „Schwarzwalddichter und vaterländischen Geisteskämpfer“ zu initiieren. Nach einigem Hin- und Her – nachzulesen in der Veröffentlichung „Denkmäler Brunnen und Freiplastiken in Karlsruhe“ – wurde ein Platz am nördlichen Ende des Beiertheimer Wäldchens gefunden. Das 1908 eingeweihte von Hermann Volz entworfene Denkmal war gestaltet mit Findlingsblöcken aus Schwarzwälder Granit, die ein Wasserbecken formten und den etwa zwei Meter großen Findling trugen. Eine Trauerbirke, Weißdorn und Farn sowie eine steinerne Sitzbank umgaben das Denkmal und bildeten so einen „Poeten-



Foto: Stadtarchiv

winkel“. Das Denkmal überstand bis zum Kriegsende die Zeitläufte, wurde danach jedoch aus nicht bekannten Gründen zerstört. Nach zehn Jahren beschloss die Stadtverwaltung 1955 eine Instandsetzung des Denkmals. Die Stadt wollte damit einen Beitrag zur „Neubefestigung eines echten Heimatbewusstseins“ leisten. Geschaffen wurde jedoch nur eine vereinfachte Form des Denkmals mit einem Ersatz des zerstörten Reliefs durch August Meyerhuber an seiner heutigen Stelle. So spiegelt denn die Veränderung des Denkmals auch den verblassten Nachruhm des Dichters Robert Haas.

Herausgeber/Redaktion: Dr. Manfred Koch
Herstellung: Badendruck
„Blick in die Geschichte“ online ab Nr. 61/2003
unter: www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick_geschichte/ausgaben.de